

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

32

Von A. Ranc.

Ins Deutsche übertragen von Marie Kunert.

„Vielleicht,“ sagte Rochereuil. „Ich will es wenigstens versuchen. Wie! Fünf unserer Brüder haben freiwillig ohne Zögern den gefährlichsten Posten eingenommen! Sie haben sich entschlossen und sich heiter der Gefangenschaft, dem Tode dargeboten. . . . Es soll nicht gesagt werden, daß man sie verlassen hat! Nein und tausendmal nein! Und mein Bruder, ein zwanzigjähriger Knabe, ist vielleicht schon im Gefängniß oder wird gewiß verhaftet, sobald man meine Flucht bemerkt. Und Ihr glaubt, daß ich ihn in den Klauen dieser Elenden lassen, daß ich meinen Bruder ihnen nicht streitig machen werde?“

Ihr Platz ist in Paris, Bürger Rochereuil. Wie viele von den deutschen Patrioten, die Soldaten wurden, um ihrem Vaterlande die Unabhängigkeit zu erkämpfen, wie viele von ihnen sind bei Leipzig gefallen? Sie waren ebenso opferwillig und hochherzig wie Ihr Bruder, wie unsere Freunde, die in Poitiers im Gefängniß saßen. Nun wohl! Warum sollen wir uns damit aufhalten, unsere Verwundeten bei Seite zu tragen und unsere Todten zu bestatten? Das ist das Loos des Krieges sowohl als auch der geheimen Kämpfe, die wir führen. Vorwärts! Vorwärts! Wir werden unsere Freunde beweinen, wenn wir gesiegt haben. Sie sagten es selbst, Rochereuil, die Arbeit in Paris wird schwer sein. Alles muß von vorn angefangen, ein neuer Plan muß erfonnen werden: da ist die Pflicht und auch die Gefahr. Zögern Sie nicht! Im Namen der Sache bitte ich Sie darum!“

Rochereuil schüttelte den Kopf.

„Wenn Sie wahr sprächen, ganz wahr, dann würde ich vielleicht nicht zögern und mich zu dem schmerzlichen Opfer entschließen, daß Sie von mir verlangen. Aber Sie täuschen sich über das Maß der Dienste, die ich Ihnen in Paris leisten kann. Das ist ein Gebiet, das ich schlecht kenne. Mein Thätigkeitsfeld ist stets die Provinz gewesen. Der oberste Rath der Gesellschaft und das Aktionskomitee zählen entschlossener und erfahrenere Mitglieder, als ich es bin. Wenn irgend jemand in Paris Erfolge erzielen kann, so ist es der gegenwärtige Führer des Komitees. Lassen Sie mich also zu unseren Freunden, zu meinem Bruder gehen.“

Einer der blauen Brüder, der noch nicht gesprochen hatte, stand auf und sagte:

„Welches ist die Meinung des Bürgers Georget?“

Der Abbé antwortete mit bewegter Stimme:

„Rochereuil hat Recht. Ich würde mir lieber ein Glied abschneiden, als unsere Freunde verrathen. Sie rechnen auf uns; wir wollen sie nicht verrathen. Wenn sie hörten, daß wir gefallen sind, würden sie ihr Schicksal mit starker Seele ertragen. Ich kenne sie. Aber wir sind frei, und sie sind es nicht. Wir haben sie vorwärts getrieben; wir müssen sie nun auch wieder erlösen. Bürger, wir dürfen es nicht so leicht nehmen, wenn der Tod unsere Reih'en lichtet. Es ist einer der Fehler der Revolution gewesen, daß sie Menschenleben zu wohlfeil schätzte. Decius und unsere Waffenbrüder sind nicht mehr. Müssen wir die dort auch noch verlieren? Bringen fünf Opfer mehr uns der Stunde des Triumphs näher? Ich bin Deiner Meinung, Rochereuil. Uebrigens weißt Du es: wo Du hingehst, da gehe ich auch hin.“

„Ach, so verstand ich das nicht,“ sagte Rochereuil. „Du willst mir folgen?“

„Wo Du hingehst, da gehe ich auch hin.“

„Aber weshalb? Warum sollen wir beide dem Feinde uns preisgeben? Es handelt sich darum, unseren Freunden zu helfen, damit sie fliehen können, ich werde dazu genügen.“

„Was weißt Du davon? Wir können nur an Ort und Stelle darüber urtheilen, nachdem wir die Situation erforscht haben. Ich werde Dich begleiten, Rochereuil.“

„Während dieser kurzen Debatte war Philopoemen erwacht. Mit einigen Worten unterrichtete man ihn über die gefaßten Entschlüsse. Die drei blauen Brüder hatten ihn noch nie gesehen. Er kannte sie nur dem Namen nach. Sie schüttelten einander die Hände.

Philopoemen billigte alle Beschlüsse. Rochereuil und der Abbé sollten nach Poitiers zurückkehren und an der Flucht der Kameraden arbeiten, die dort gefangen gehalten wurden; die drei anderen sollten direkt nach Paris abreisen. Dann würde man sich dort treffen und einen letzten Versuch wagen.

„Ich werde auch bei dieser Zusammenkunft sein,“ sagte Philopoemen, wenn ich das Glück habe, meine Knochen hier zu retten. Ich möchte,“ sagte er erregt, „Cuch viele Kämpfer zuführen. Aber ich vertrete jetzt ganz allein die Militärsektionen der Gesellschaft. Ich bin der Befehlshaber und die Armee zugleich. Ach, Bonaparte hat furchtbar unter uns aufgeräumt!“

„Meine Herren,“ unterbrach Rochereuil ihn, „der Boden brennt uns unter den Füßen; bedenken Sie, in welcher tödtlichen Unruhe unsere Freunde in Paris und Poitiers sind, die uns erwarten. Wir wollen nicht eine Minute länger in Erfurt bleiben.“ —

Eine Stunde später waren alle auf dem Wege nach Frankreich. Philopoemen begleitete sie bis zur ersten Vorspannung, dort sagte er ihnen „auf Wiedersehen“. Der Abschied hatte etwas Feierliches. Rochereuil und Philopoemen küßten einander bewegt.

„Muth, Bruder! wir werden uns wieder sehen,“ sagte der Offizier.

„Wer weiß?“ sagte Rochereuil.

In Hanau trennte man sich. Der Abbé und Rochereuil setzten ihre Reise über Mainz und Frankfurt fort. Die drei Uebrigen nahmen eine andere Richtung und reisten nach Sießen. Sie sollten über Koblenz, Trier und Luxemburg fahren.

Als die beiden Freunde allein waren, konnte Rochereuil sich nicht mehr beherrschen. Er ließ den Gefühlen, die ihn erregten, freien Lauf und rief ungestüm:

Nach Poitiers, nach Poitiers, Abbé! Ich sterbe vor Unruhe! Ich zittere, daß unsere Abwesenheit entdeckt worden ist und sie sich an meinem Bruder gerächt haben.“

„Und an Juliette, deren Namen Du auf den Lippen hast,“ antwortete der Abbé mit halbem Lächeln trotz der Verzweiflung, mit welcher der Untergang ihrer Pläne und Hoffnungen ihn bedrückte.

„Es ist wahr,“ sagte Rochereuil, „ich wollte Dir nichts davon sagen, aber denke doch, wenn das arme Kind auch verhaftet wäre . . .“

Der Abbé ergriff seine Hand.

„Erzähle mir von ihr ganz, wie es Dir ums Herz ist,“ sagte er, „das wird Dich erleichtern.“

XXIII.

Uebertragung eines chiffirten Schreibens an Jacotin, genannt Pipette, in Poitiers.

Die Angelegenheit, welche die Anwesenheit des Herrn Jacotin in Poitiers erforderte, ist fallen gelassen. Nach Empfang dieses Schreibens kam Herr Jacotin nach Paris zurückkehren, wo er anderweitige Instruktionen abwarten wird, indem er fortfährt, sich bezüglich alles dessen, was das Generalpolizeiministerium unternimmt, auf dem Laufenden zu halten. Herr Jacotin wird auch die Kollegen Rovigoz, sowie die Mitglieder des gesetzgebenden Körpers, deren Liste hier beigefügt liegt, sorgfältig und vorsichtig überwachen. Kurz, er muß sich bemühen, genau ebenso gut über die Pläne der Staatsbeamten wie über die der Feinde des Kaiserreiches, mögen sie nun Royalisten oder Jakobiner heißen, unterrichtet zu sein. Er hat freie Hand bezüglich der Kosten und der Agenten, die er für nothwendig hält.

Herr Jacotin wird, sobald er nach Paris zurückgekehrt ist, einen ausführlichen Bericht über den Auftrag, mit dem er für Poitiers betraut war, einreichen. Er hat darin genau anzugeben, was aus den verschiedenen Personen geworden ist, mit denen er in Beziehung gestanden hat. Kurz, man verlangt einen umfassenden Bericht über die Sache. Wenn diese Personen zufällig in irgend eine Gefahr kommen und die Dienste des Herrn Jacotin ihnen von einigem Nutzen sein sollten, so ist er hiermit ermächtigt, ihnen seinen erfahrenen Rath und seine Hilfe nicht zu versagen. Er wird sich indessen bemühen, sich nicht zu compromittiren.

Herr Jacotin möge auch Herrn Méhu, der bald für

unsere Zwecke brauchbar sein wird, nicht aus den Augen verlieren. Er ist nicht mehr in Poitiers. Herr Jacotin soll sich damit beschäftigen, ihn „anzufinden“.

Nachdem Jacotin dieses Schreiben gelesen hatte, zerknitterte er es mit ärgerlicher Miene.

„Gut!“ sagte er, „wieder etwas schief gegangen. Es steht geschrieben, daß ich niemals ganz nach meinem Behagen konspirieren soll! Gott sei Dank, fehlt es mir aber nicht an Arbeit. Die Minister überwachen, die Abgeordneten überwachen, die Royalisten überwachen, die Jakobiner überwachen und Méhén überwachen! Warum läßt Fouché mich nicht auch noch König Josef und Marie Luise überwachen? — Was ist zunächst zu thun?“

Es handelt sich nun darum, unsere Angelegenheiten hier zum Abschluß zu bringen. Zum Teufel, wie weit sind sie? Seit mehreren Tagen habe ich nichts gehört. Weil der Streich schlegelchlagen ist, hat man sie in irgend eine Falle gerathen lassen. Ich muß mich erkundigen. Ich werde gehen und ein bißchen mit der kleinen Juliette plaudern. Wenn die armen Burichen abgefaßt worden sind, ist es sehr schade, denn sie machten solide Arbeit mit Vorsicht und Mühseligkeit. Und diese Juliette, welch' netter Käser! Wie gut kann man mit ihr arbeiten! Nicht möglich! Man wird sie im Stich gelassen haben. Wer aber? Nun, Herr Fouché vielleicht. Er hat unrecht. Wenn man zwei oder drei Hasen zugleich verfolgt, kommt man zu nichts. Ich glaube, im Grunde fehlt es ihm an Entschlossenheit. Es ist höchste Zeit, daß ich an seiner Stelle. . . Nun aber genug. . . Gehen wir zu Juliette.“

XXIV.

Seit sechs Wochen ungefähr hatten die Diebstähle, welche während eines großen Theiles des Jahres die Bewohner von Poitiers in Schrecken versetzt hatten, aufgehört; dennoch waren die Diebe nicht abgefaßt; es war kein Belastungsmaterial gefunden worden, das den Polizeikommissar und die Gendarmerie auf ihre Spur hätte lenken können. Herr Galerne, der Polizeikommissar, und der Gendarmeriebrigadier schrieben sich darum die Ehre zu, die Stadt von einer Räuberbande befreit zu haben. Sie waren überzeugt, daß die Diebe auf ihre nächtlichen Unternehmungen verzichtet hatten, weil sie sich außer stande fühlten, länger den Luchsaugen des Polizeikommissars und der Gendarmen zu entgehen. Herr Galerne triumphirte; er genoß seinen Triumph und nahm mit majestätischer Miene die Glückwünsche der Herren Bürger entgegen. Doch gegen Ende Oktober verbreitete sich eines schönen Morgens eine Schreckensnachricht in der Stadt. Die Diebstähle hatten von neuem begonnen, und, lieber Gott! mit welcher Frechheit und Ruchlosigkeit! Die Räuber waren auch noch Kirchenchänder geworden und hatten die Notre-Dame-Kirche geplündert.

Der Markt, der gerade auf dem Platze vor der Kirche abgehalten wurde, war in Revolution. Die Käsehändler waren in höchster Aufregung, und auf dem Fischmarkt ging es lärmend zu. Man mußte den Zungenschlag sehen! Seit der Revolution hatte man nichts Aehnliches erlebt. Jesus, welche Entweihung! Der Opferstock für die Armen und ebenso der für die Kirchenkosten waren gesprengt worden, außerdem auch noch die Büchse, in der sich die zur Errichtung eines großen Seminars gespendeten frommen Gaben befanden. Bei dem Opferstock für die Armen war das Unglück nicht so groß, denn gewöhnlich konnte man darin nur einige Sous und eine ziemlich große Menge kleinster Münzen finden. Von dieser hielten sich die Frommen von Poitiers immer einen hübschen Vorrath, denn man mußte bedenken, daß man mit vier Liards vier gute Werke that, vier Unglücklichen half!

Die Armenbüchse war also nicht reich, aber die Opferstöcke für die Kirchenkosten und das große Seminar waren immer gefüllt. Es war Sitte, Silbermünzen hinein zu thun, nachdem man sie vorher deutlich sichtbar mit den Fingerspitzen aus der Geldtasche gezogen hatte. Die Diebe hatten freilich die Liards liegen gelassen und dafür die Silbermünzen mitgenommen.

Die Spigbuben hatten sich damit aber nicht begnügt. Sie hatten sich auch an den Altar gemacht und ihre freche Hand an die geweihten Geräte gelegt. Die Monstranz, die Patenen, die goldgeschmückten Meßkännchen, das Gefäß für die Hostie, alles war verschwunden. In der Sakristei endlich hatte eine Generalplünderung stattgefunden. Die Meßgewänder, die Stolen, der Altarschmuck, die Kirchenfahne, die goldenen Quasten des Baldachins, der Mantel des Pfarrers, der gleichzeitig Kanonikus war, nichts von all' dem war mehr

da. Die Diebe hatten nur die alten Chorhemden der Kapläne zurückgelassen.

Wie waren sie hier eingedrungen? Ganz einfach durch eine der Seitenthüren der Kirche. Das Schloß war zertrümmert. Wie sie heraus gekommen waren? Ganz gemächlich auf demselben Wege.

Der den Diebstahl zuerst bemerkt und Lärm geschlagen hatte, war Herr Giraud, der würdige Sakristan, als er die Kirche ausgekehrt hatte. Der arme Mann! Ein Zittern hatte ihn erfaßt, die Stimme versagte ihm. Er besaß nicht die Kraft zu rufen, nach Hilfe zu schreien. Er wäre fast ohnmächtig geworden. Sicher ist, daß er durch den Schreck eine Krankheit davontrug.

Man hatte den Herrn Pfarrer geholt, dann den ersten Kaplan, der zur Frühmesse kam, dann den zweiten Kaplan, die Unterdiakonen, die Kirchengänger, den Küster, die Kirchenältesten und den ganzen Kirchenrath. Schließlich war Se. Hochwürden der Bischof geweckt worden, worüber er sich beschwert hatte. Er schickte seinen Generalvikar, Herrn de la Roche-Monteiz. Dieser war der Erste, der den Kopf nicht verlor. Er war um so ruhiger, als es ihm völlig gleichgiltig war, ob man in Notre-Dame gestohlen hatte oder nicht. Außerdem sah er sofort in dem Ereigniß einen zündenden Predigttext allerersten Ranges.

Herr de la Roche-Monteiz ergriff sofort inmitten der allgemeinen kläglichen Verwirrung die Diktatur. Er gab dem Sakristan und dem Küster Befehl, die Kirche räumen zu lassen und die Thüren zu schließen mit der ausdrücklichen Weisung, niemand, wer es auch sei, eintreten zu lassen. Dann holte man Polizei und Gendarmerie. Inzwischen verbot Herr de la Roche-Monteiz, daß man irgend etwas in der Kirche anrührte, damit alles in dem Zustand blieb, in dem die Diebe es gelassen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sekunde.

Was ist eine Sekunde? Eine schwierige Frage werden viele sagen; eine Sekunde ist ja eine so geringe Zeit, daß sie für die praktischen Verhältnisse des arbeitsamen Lebens überhaupt nicht in betracht kommt. Wenn man bei seinem Tagewerke noch einige Sekunden zugiebt, so ist das ganz gleichgiltig, und es wird niemand einfallen, seinen Arbeitsgenossen einen Streber zu nennen, weil er etwa zehn Sekunden über die nothwendige Zeit hinaus geschuftet hat.

In der Wissenschaft freilich, in der Physik und Astronomie kommt es vielfach selbst auf den Bruchtheil einer Sekunde an, und deshalb wird dort häufig diese geringe Zeit als Zeitmaß benutzt. Uebrigens wissen wir ja, daß die Sekunde der 60. Theil der Minute, und diese wieder der 60. Theil einer Stunde ist; im Grunde ist also die Frage nach der Dauer der Sekunde gleichbedeutend mit der Frage nach der Dauer der Stunde, und diese ist für das praktische Leben nicht mehr so gleichgiltig. Ob man nach vollbrachtem Tagewerk noch eine Ueberstunde zuzugeben hat oder nicht, ob man die normale Arbeitszeit von 10 Stunden auf 9 oder auf 8 herunterbringen kann, ist eine sehr ernsthafte Angelegenheit, weil hier die in Markt und Psemitzen ausdrückbaren Interessen der mächtigen Kapital- und Grundbesitzer denen der Arbeiter und denen der Gesamtheit, also dem Fortschritt der Menschheit zu höherer Kultur feindlich gegenüber stehen.

Doch lehren wir zurück zu unserer Frage: Was ist eine Sekunde? Ihr Ablauf wird von den Thurmuhrn der Stadt mit drohndem Schläge verkündet; auch sonst haben wir inmitten einer zivilisirten Gesellschaft Mittel genug, uns jederzeit über den Ablauf der Stunden zu unterrichten, und doch dürfte die genaue Bestimmung dieses Grundmaßes der Zeit nicht ganz so leicht sein, als viele im ersten Augenblick wohl meinen. Zwar wissen wir, daß der Tag 24 Stunden hat; also muß die Stunde wohl der 24. Theil des Tages sein; aber nun entsteht wieder die Frage: Was ist ein Tag? So sind wir von der Sekunde zur Minute, von dieser zur Stunde, und von ihr zum Tage gelangt? Sollen wir noch weiter gehen und sagen: das Jahr hat 365 Tage; also ist ein Tag der 365. Theil eines Jahres? Nein, das geht nicht; denn erstens würden wir hierdurch auch noch um keinen Schritt weiter gekommen sein und hätten die neue Frage zu erheben, welche Zeitdauer denn als ein Jahr bezeichnet wird, und zweitens wäre obige Aussage auch irrig; denn thatsächlich ist das Jahr um beinahe einen viertel Tag, um etwas mehr als $\frac{1}{4}$ Stunden größer, als 365 Tage. Das bürgerliche Jahr freilich muß eine volle Anzahl von Tagen haben und wird daher zu 365 Tagen gezählt; doch wird der Fehler, den man hierbei begeht, und der in vier Jahren zu beinahe einem vollen Tage ausgewachsen ist, dadurch wieder gut gemacht, daß jedes vierte Jahr als Schaltjahr zu 366 Tagen gezählt wird. Das Jahr oder die Umlaufszeit der Erde um die Sonne eignet sich also nicht sehr gut zum bürgerlichen Zeitmaß, weil es nicht mit einer vollen Anzahl von Tagen zusammentrifft, und wir müssen schon bei dem Tage bleiben und unsere Frage

wiederholen: Was ist ein Tag, oder wodurch ist die Zeitdauer eines Tages bestimmt?

Auch jetzt noch werden viele Leser die Antwort bereit haben: wir haben ja in der Schule gelernt, daß die Erde eine doppelte Bewegung hat, eine um die Sonne, die sie in einem Jahre umkreist, und eine um ihre eigene Ase, wodurch der Wechsel von Tag und Nacht hervorgerufen wird. Die der Sonne zugekehrte Seite ist erleuchtet, hat hellen Tag, während die andere Hälfte der Erdoberfläche in dunkle Nacht gehüllt ist; doch die rastlose Drehung der Erde ändert das Bild; bald sieht die jetzt noch dunkle Seite das strahlende Gestirn am Osthimmel glänzend emporsteigen, während es den vorher beleuchteten Theilen im Westen entschwindet. Weiter haben wir gelernt, daß die Erde die Drehung um ihre Ase in 24 Stunden oder einem Tage vollendet, und werden also frisch und fröhlich antworten: Ein Tag ist die Zeit, in der die Erde sich einmal um ihre Ase herumdreht.

Aber gemacht! Wir sind damit durchaus nicht aller Schwierigkeiten enthoben, ja, die Antwort ist in dieser Form nicht einmal ganz richtig. Wie messen oder wie bestimmen wir denn die Zeit einer Umdrehung der Erde? Unmittelbar wahrnehmen können wir diese Bewegung nicht, sondern wir sehen im Gegentheil, daß das Himmelsgewölbe mit sämtlichen Sternen sich um die Erde herumwälzt. Für die Bestimmung der Zeitdauer ist es ja auch ganz gleichgültig, ob wir sagen, die Erde steht fest, und die Sterne gehen um sie herum, oder ob wir sagen, die scheinbare Bewegung der letzten wird durch die Achsendrehung der Erde hervorgebracht. Bleiben wir einmal bei der scheinbaren Bewegung des Sternenhimmels und fassen wir einen bestimmten Stern ins Auge, etwa den Hundstern oder Sirius, den hellsten Fixstern unseres Firmamentes, der gegenwärtig gegen Mitternacht am südöstlichen Himmel glüht und funkt. Merken wir uns seine Stellung genau und suchen ihn zu derselben Zeit in der nächsten Nacht, so werden wir ihn, falls wir nicht besonders feine Meßinstrumente anwenden, an derselben Stelle wiederfinden; wir würden also sagen können, der Himmel hat sich einmal um die Erde herumgedreht, ein Tag ist verfloßen. Sehen wir die Beobachtung des Sirius aber Tag für Tag fort, so merken wir zu unserem Erstaunen, daß er allmählig einen ganz andern Ort am Himmel einnimmt, schon im Dezember ist er merklich nach Westen gerückt, und noch mehr im Januar und Februar, wo er bereits in den frühen Abendstunden am Osthimmel steht. Er geht also von Tag zu Tag immer etwas früher auf und erreicht daher auch die zu Anfang ins Auge gefaßte Stellung am Himmel von Tag zu Tag etwas früher, bis er sie schließlich in den Hundstagen des Juli am hellen Tage erreicht, wo sein Glanz von der Sonne verdunkelt wird, und er am Nachthimmel gar nicht mehr erscheint.

Was heißt das? Doch nichts anderes, als daß die Zeit, in der der Himmel sich einmal um die Erde herumwälzt, in Wahrheit die Erde sich einmal um ihre Ase dreht, etwas kürzer ist, als ein Tag; denn wenn der Sirius die Stelle, an der er heute um Mitternacht glänzt, morgen schon etwas früher, nämlich 4 Minuten vor Mitternacht erreicht, so fehlen doch noch 4 Minuten an einem Tage, während der Sirius mitsammt den übrigen Fixsternen sich doch schon um die Erde herum bewegt hat. Wir sind also immer noch nicht darüber klar, was ein Tag ist.

Die Sache ist aber gar nicht so schlimm, wie sie jetzt vielleicht aussieht, wo uns sogar der unveränderliche Sternenhimmel und die sich immer gleichbleibende Umdrehungszeit der Erde im Stiche lassen. Was geht es uns für unsere bürgerlichen Verrichtungen schließlich an, wo der Sirius oder sonst ein Fixstern steht, ob er heute am Nachthimmel leuchtet, und nach einem halben Jahre nur mit starken Fernrohren am Tage gesehen werden kann, und Nachts längst unter den Horizont hinabgesunken ist. Wonach wir uns bei der Eintheilung unserer Arbeitszeit zu richten haben, das ist nicht der Stand der Fixsterne, sondern einzig und allein der Stand der allbelebenden, Licht und Wärme spendenden Sonne; steht sie am Himmel, so haben wir hellen Tag, und ist sie unter den Horizont gesunken, so beginnt die dunkle Nacht, die Zeit der Ruhe. Erreicht sie ihre höchste Stellung, kulminirt sie, wie man das ausdrückt, so haben wir Mittag, und die Zeit zwischen zwei solchen Kulminationen (höchsten Stellungen) der Sonne wäre als ein Tag zu bezeichnen.

Freilich ist auch der tägliche Gang der Sonne um die Erde durch denselben Umschwung des Himmelsgewölbes oder durch dieselbe Umdrehung der Erde hervorgerufen, wie der tägliche Weg aller anderen Fixsterne. Wenn trotzdem die Sonne zu ihrem täglichen Rundgang etwas längere Zeit, 4 Minuten mehr gebraucht, als die übrigen Fixsterne, so muß das daher rühren, daß sie noch eine zweite Bewegung gegen die Erde vollführt, von der bei den anderen Sternen nichts zu merken ist; und das ist ja in der That der Fall; wir wissen ja, daß die Erde außer ihrer Achsendrehung noch eine jährliche Bewegung um die Sonne ausführt. Scheinbar wird aber die Sonne noch eine zweite Bewegung um die Erde vollführen; während der ganze Himmel sich einmal mitsammt der Sonne herumgedreht hat, ist diese selbst ein wenig nach Osten gerückt, so daß sie ihren Stand vom vorigen Tage noch nicht wieder erreicht hat; damit dies geschieht, muß der Himmel sich mit ihr noch 4 Minuten weiter drehen, und dann erst ist ein Tag verfloßen, wenigstens ein auf die Sonne bezogener, oder ein Sonnentag, wie die Astronomen sagen; denn die Zeit einer Umdrehung des Himmels oder der Erde, in welcher die Fixsterne wieder ihre alte Stellung erreichen, nennen sie zum Unterschied davon einen

Sternentag, und dieser ist um 4 Minuten kleiner, als ein gewöhnlicher oder bürgerlicher Tag.

Somit sollten wir jetzt wohl wissen, was ein Tag ist: die Zeit zwischen zwei Kulminationen der Sonne. Stecken wir einen Stab in die Erde, so weist sein Schatten um Mittag nach Norden; hat der Schatten am nächsten Tage dieselbe Richtung erlangt, so ist es wieder Mittag, und genau ein Tag oder 24 Stunden sind verfloßen.

Das wäre soweit ganz schön; aber die Sache hat noch immer einen kleinen Haken. Sehen wir nämlich auf unsere Uhren gegenwärtig, von Anfang bis Mitte November nach, wie spät es ist, wenn der Schatten eines solchen Stabes nach Norden fällt, so finden wir zu unserem Erstaunen: 15 Minuten nach 12 Uhr. Und die Mittagszeit der Sonne wird dauernd früher, und am 25. Dezember ist sie es genau und 12 Uhr geworden und wird dann noch früher, bis sie am 11. Februar schon um $\frac{3}{12}$ Uhr im Mittag steht. Demnach wäre der Tag ja kleiner, als 24 Stunden, da ja die Sonne in geringerer Zeit schon ihren Mittagstand wieder erreicht. Aber was ist das? Wenn wir unseren Stab, also die Mittagszeit der Sonne weiter beobachten, so wird es jetzt wieder später; am 15. April steht sie genau um 12 Uhr wieder im Mittag, und am 3. November gar erst um 16 Minuten nach 12, woraus das alte Spiel von neuem beginnt. In der Zeit vom 11. Februar bis 3. November dauern die Tage also länger als 24 Stunden, da die Sonne zur Wiedererreichung ihres Mittagstandes längere Zeit gebraucht.

Jetzt sind wir gar übel dran! Ein Tag ist die Zeit zwischen zwei Mittagständen der Sonne; aber diese Tage sind einander nicht gleich, vom Februar bis zum November sind sie größer und nachher kleiner als 24 Stunden. Ja, was ist denn eine Stunde, wenn sie nicht mehr der 24. Theil eines Tages ist, wenn ich den Tag etwa an ihr, nicht mehr sie an dem Tage, messen will?

Zum Glück können wir uns von dem sonderbaren Verhalten der Sonne Rechenschaft geben und dann auch das Uebel beseitigen. Die Erde legt ihre Bahn um die Sonne nicht mit gleichmäßiger Geschwindigkeit in einem Kreise zurück, sondern bewegt sich auf einer schwach eiförmigen Bahn, einer sogenannten Ellipse; insofern ist sie von der Sonne nicht immer gleich weit entfernt und hat auch nicht immer gleiche Geschwindigkeit. Daher muß es bald längere, bald kürzere Zeit dauern, bis die Sonne ihren höchsten Stand wieder erreicht, oder der Sonnentag muß im Laufe des Jahres bald größer, bald kleiner werden. Gleicht man diese verschiedenen Sonnentage rechnungsmäßig mit einander aus, so erhält man einen unveränderlichen Mittelwerth, den man zum bürgerlichen Tag nimmt. Seine Theilung in Stunden, und deren weitere Theilung in Minuten und Sekunden giebt uns somit ein festes, sich immer gleich bleibendes Maß für die Zeit.

Man sieht, die Gewinnung eines solchen Zeitmaßes oder der Sekunde erfordert doch eine ganze Reihe genauer Beobachtungen und, wenn auch nicht schwere, so doch nicht ganz auf der Hand liegende Rechnungen. —

Dr. B.

Kleines Feuilleton.

z. Die Flucht der Sonderbunds-Regierung. Am 28. November 1847 fand bei Gislikon bei Luzern das entscheidende Treffen zwischen den Truppen der Eidgenossenschaft und denen des Sonderbundes statt; die letzteren wurden geschlagen, und damit in der Hauptsache dem Sonderbundskriege und dem Sonderbunde selbst ein Ende bereitet. Die Sonderbunds-Regierung in Luzern erkannte schon am Nachmittag, daß für sie alles verloren sei und entschloß sich daher zur Flucht. Aus den Schilderungen, die ein Augenzeuge von der Abreise der Herren giebt, entnehmen wir folgendes als zeitgemäße Reminiscenz: „An der Dampfbrücke bildete eine Abtheilung Militär Spalter. Zwischen diesem hindurch bewegte sich ein interessanter langer Zug, eine sehr verschiedenartig gemischte Gesellschaft, vom Regierungsgebäude her kommend. Es waren der Sonderbunds-Kriegsrath, die Regierung von Luzern, . . . dann folgten die ehrwürdigen Patres der Gesellschaft Jesu. In ihrer Gesellschaft besand sich auch eine Anzahl Nonnen — Ursulinerinnen —, welche mit dem Jesuitenorden affiliirt, und denen während der letzten Jahre die Mädchenschulen der Stadt Luzern unterstellt waren. Daneben rannten in größter Hast eigenthümlich uniformirte Männer, meistens von herkulischer Gestalt hin und her, mit schweren Koffern und Kisten beladen, welche auf die beiden Dampfer „Wadstätter“ und „Rigi“ gebracht wurden; es waren Soldaten der Obwaldner Landwehr. . . Das ganze bot einen eigenthümlichen Anblick dar und machte einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer, war es ja doch nichts anderes als die Flucht der Häupter des Sonderbundes und ihrer Helfershelfer, der Jesuiten, welche so viel namenloses Unglück über die Schweiz und besonders über den Kanton Luzern gebracht hatten und die nun am Ende ihrer Herrschaft waren. . . Es war ungefähr 4 Uhr nachmittags, als die hohe Gesellschaft mit der „geretteten“ eidgenössischen Kriegskasse und anderen Kassen von Luzern ab- und den Vierwaldstättersee hinaufdampfte — Zielen zu, verflucht und verflucht von tausend Zurückgebliebenen, betrauert von sehr wenigen.“ — Manche Flüchtlinge lehrten später wieder zurück, ohne daß ihnen etwas geschehen wäre. —

— Ueber den Fund eines Mammothskeletts bringt die „Nov. Nr.“ einen ausführlichen Bericht des Forschungsreisenden St. Rossilow. Rossilow macht darauf aufmerksam, daß die Samojeben

In jedem Jahre die sibirischen Märkte mit hunderten von Pud Stoßzähnen der Mammuth beschickten, von den Knochen und sonstigen Zähnen gar nicht zu sprechen, die in großen Mengen an Karitätenfamulter verkauft würden. Sollte es möglich sein, fragt der Reisende, daß die wilden Samoeden auf ihren Nachforschungen nach diesen werthvollen Handelsartikeln, die sie in so riesigen Mengen auf den Markt brächten, nie auf vollständig erhaltene Skelette dieses vorhinfluthlichen Thieres gestoßen wären? Die Vermuthung Rossilow's sollte sich bald als begründet erweisen, und ein alter Samoede machte ihm folgende Mittheilung: Im Jahre 1895 nomadisirten mehrere Samoeden in der Nähe des Flusses Purunado, eines kleinen Zuflusses des Jurihei. Zur Zeit des während des kurzen Sommers eintretenden Hochwassers treten alljährlich die Flüsse der Tundra aus ihren Ufern, und da bei dieser Gelegenheit bald der Stamm eines alten Baumes, bald Mammuthknochen, bald sonst etwas, was für die wilden Bewohner dieser Gegend von Werth ist, ausgepült wird, so werden die Flußläufe nach dem Fallen des Wassers eifrig von den Samoeden abgesehen. Als nun im Herbst des Jahres 1895 mehrere Samoeden das Fläshen Purunado in gewohnter Weise abfuchten, stießen sie auf den bloßgelegten Kadaver eines vollständig erhaltenen Mammuths. Das Thier war von ungeheurer Größe; ein Samoede betrachtete es von allen Seiten und nahm eingehend das Fell und die Haare in Augenschein. Sein Versuch, die Stoßzähne zu erbeuten, mißlang glücklichweise, da das Mammuth ungünstig lag und es die Kräfte des Samoeden überstieg, die Lage des Riesenthiers zu verändern. Doch der Versuchung, auf jeden Vortheil von dem glücklichen Funde zu verzichten, konnte der Finder nicht widerstehen: er schnitt aus dem Kadaver ein großes Stück Fleisch und nahm es mit in seine Hütte; als jedoch am Tage seiner Ankunft ein Söhnchen von ihm starb, glaubte er die bösen Geister durch den Raub des Fleisches erzürnt zu haben, spannte schleunigst seine Rennthiere an und brachte das Fleisch nach seinem Fundorte zurück. Dieser Vorfal wurde schnell in der Umgegend bekannt und wurde die Veranlassung, daß der Fund mit abergläubischer Scheu ängstlich von allen Samoeden gemieden wurde, so daß Rossilow mit Bestimmtheit annimmt, daß das Mammuth auch heute noch unverfehrt zu finden wäre. Uebrigens sollen die Samoeden auf der Halbinsel Jamal versichern, daß derartige Funde durchaus nicht zu den Seltenheiten gehörten und besonders in der Tundra hinter dem Obischen Meerbusen, auf dem Gebiet der Jenissei-Nomaden recht häufig wären. —

Geographisches.

t. Eine Relieffarte des berühmten Yellowstone-Park in den Vereinigten Staaten, der bekanntlich voll der eigenartigsten Naturschätze ist, ist nach einer Meldung der "Science" von der dortigen Regierung bei Howell in Washington bestellt worden; sie soll zunächst eine Zierde der in Omaha im Staate Nebraska abzuhaltenden Ausstellung werden. Diese Karte, welche eine Größe von etwa 6 Fuß im Quadrat erhalten wird, wird jedenfalls ein Wunderwerk eines genau durchgeführten geographischen Reliefs werden. Es sollen nicht nur alle topographischen Einzelheiten: Orte, Wälder, Flüsse, Seen, die Geisir mit allen ihren merkwürdigen Bildungen u. s. w., sondern auch der geologische Aufbau des Gebietes nach den verschiedenen Gesteinsarten dargestellt werden. Der Maßstab ist so gewählt, daß eine englische Meile auf der Karte gleich ein Zoll ist, die Erhebungen werden in natürlichen Höhenverhältnissen dargestellt. —

Aus dem Thierreiche.

io. Eine neue Ziegenart ist im südlichen Arabien gefunden worden. Die neue Ziege ist von Professor Noad mit dem Namen Capra mengesi getauft worden, nach dem bekannten deutschen Reisenden und Sammler F. Menges, der dem Gelehrten das Material zur Untersuchung des Thieres lieferte. Diese Ziege bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu der bekannten Sinai-Ziege, welche längst der Ostküste des Rothen Meeres verbreitet ist, während die neue Art an den Küsten Arabiens am Indischen Ocean in den sogenannten Hadramaut-Bergen aufgefunden wurde, die kürzlich von dem seither verstorbenen englischen Reisenden Bent besucht wurden. Uebrigens ist zu gleicher Zeit eine neue Wolfsart aus derselben Gegend Arabiens bekannt und unter dem Namen Canis hadramauticus beschrieben worden. —

Aus der Pflanzenwelt.

— In London sind aus dem botanischen Garten in Trinidad die ersten Mangostan-Früchte eingetroffen, welche bei den Europäern als die köstlichste Frucht der Erde gelten. Ihre Heimath sind die Halbinsel Malacca, sowie die Inseln des Indischen Archipels, wo der Mangostan-Baum *Garcinia Mangostana* L.) gedeiht. Die *Garcinia* gehört zu der Familie der Guttiferaceae; ihre Bäume haben gegenständige, lederartige Blätter, und die meisten von ihnen tragen eßbare Früchte. Die Früchte der Mangostane haben etwa die Größe einer Orange, erreichen aber an Gewicht bis zu 1 Kilo. Die Feinheit des Aromas dieser Früchte, die mit Preisen bis zu 2 M. das Stück bezahlt worden sind, soll unübertroffen sein. —

Geologisches.

— Vom Erdbeben im Vogtland. Aus Plauen wird der "Köln. Ztg." geschrieben: Bei den seit vier Wochen fast täglich

mehrmals auftretenden Erderschütterungen im Vogtland und Egerland, deren Mittelpunkt der Kammerbühl bei Franzensbad zu sein scheint, hat man beobachtet, daß der Kammerbühl selbst und seine nächste Umgebung von den Erdwallungen verschont bleibt, während das Land auf mehrere Meilen in der Runde um diesen erloschenen Vulkan die Erdstöße und zwar mitunter sehr heftig verspürt. In Aisch, der Fabrikstadt in der Nordwestecke Böhmens dicht an der sächsischen und bayerischen Grenze, will man bemerkt haben, daß der gefrorene Boden der Felder und Gärten nach jedem Erdbeben aufstauete, als ob die Wärme von unten käme. —

Technisches.

— Preisanschreiben. Auf dem Rhein und der Elbe hat mit dem Anwachen des Dampfschiffs-Verkehrs die gefahrvolle Unsitte, die Sicherheitsventile der Dampfessel zum Zwecke der Erzielung eines höheren Dampfdrucks zu belasten, mehr und mehr Eingang gefunden. Angesichts der hierdurch für die Mannschaft unthätig heraufbeschworenen Gefahr haben im Interesse der Unfallverhütung die Westdeutsche Binnenschiffahrts-Berufs-Genossenschaft in Duisburg sowie die Elbschiffahrts-Berufs-Genossenschaft in Magdeburg beschlossen, gemeinsam einen Wettbewerb zur Erfindung einer Vorrichtung auszusprechen, welche eine Belastung der Sicherheitsventile verhindern soll. Zu einer Besprechung der einschlägigen Fragen für das Preisanschreiben und der daran zu knüpfenden besonderen Bedingungen traten am 16. November Delegirte beider Genossenschaften in Hamburg zusammen. Der Entwurf des zu erlassenden Preisanschreibens wurde genehmigt und als Preis die Summe von 1000 M. angesetzt. Die Bedingungen für den Wettbewerb sind bei den Berufs-Genossenschaften zu haben. —

— Die Bahn auf die Jungfrau soll zum Theil schon im nächsten Sommer in Betrieb genommen werden, wenn auch bis dahin erst die etwa 10 Kilometer lange Theilstrecke von der kleinen Scheidegg bis zum Eigergletscher fertiggestellt sein kann. Von letzterem soll sie bekanntlich über den Nidch durch das Jungfrauojoch auf den Gipfel der Jungfrau weitergeführt werden, und zwar als Zahnrad-Eisenbahn mit elektrischem Betrieb. Die Anlagekosten sind auf 10 Mill. Frks. berechnet. —

Humoristisches.

— Die jugenähste Postkarte. Aus Neustadt a. R. wird geschrieben: Die vielen kleinen Löcher in den Kartenbriefen, deren Bedeutung den meisten Menschen wohl ziemlich klar sein dürfte, erregten ausnahmsweise bei dem Bewohner eines benachbarten Ortes ein bedenkliches Schütteln des Kopfes. Er betrachtete des öfteren die Pöbdielstische Neuheit, las auch nebenbei mit gewichtiger Miene den schönen Satz von den Verkehrsbeziehungen und dem Franko, aber die unzähligen Löcherchen am Rande, die begriff er nicht. Blöthlich leuchtete es in ihm auf; schnell wird die Karte voll geschrieben und das Geschriebene über dem offenen Herdfeuer vorichtig getrocknet. Inzwischen hat die Hausstochter die Nähmaschine in Ordnung gebracht, das weiße Knäuel aufgefädelt, den Faden durchgezogen, und der allgemeinen Staunen erregende Kartenbrief wird nun sein säuberlich „taugesteppt“ und also vom Nähmaschinensaden verschlossen der „äwerklaufen“ Post zur Weiterbeförderung anvertraut. —

— Abgeblickt. A.: „Ich bin ein natürlicher Sohn des Landesfürsten!“ — B.: „Ja, glauben denn Sie, daß wäre was Besonderes?“ — („Simplicissimus“.)

Vermischtes vom Tage.

— Schlechter Scherz. Um seiner Frau einen Schreck einzujagen — so wird der „Voss. Ztg.“ aus Frankfurt a. O. geschrieben — steckte ein Mann seinen Kopf durch die Schlinge eines Strides, den er an einer Laube befestigt hatte. Das Unglück wollte es, daß sich die Schlinge zuzog und der leichtsinnige Mann sich aus seiner Lage nicht mehr befreien konnte. Als Leute hinzu kamen, war er schon todt. —

— Den fliegenden Holländer in — Lacktiefeln konnte man in der vorigen Woche im Neuenburger Theater sehen. —

— Im Zuchthaus von Pallanza (Italien) meuterten vorgestern 200 Strafgefangene, verbarrakadirten sich und zerstörten in drei Arbeitsälen, was sie erreichen konnten. —

— Der große Brand in der Londoner City war der größte, den die Weltstadt je erlebt hat. Der Schaden wird auf 20—60 Millionen Mark geschätzt. Im ganzen sind 106 Gebäude von dem Brande heimgesucht worden, 71 sind völlig niedergebrannt, 27 stark und acht leicht beschädigt. Etwa 1500—1600 Mädchen kommen außer Beschäftigung. —

— Große Ueberschwemmungen verzögern die Vermessungsarbeiten am östlichen Theile der sibirischen Eisenbahn. Beispiellose Wassermassen haben die zwischen Chita und Nertschinsk (Transbaikalien) bereits fertig gestellten Arbeiten vernichtet. Die Ausbesserung der Schäden wird zwei Jahre in Anspruch nehmen, und die Vollendung der Bahn in sechs Jahren ist unmöglich. —

— Das Grab des Königs Menes, des Begründers der ersten Dynastie des alten Egyptens, soll entdeckt worden sein. —